

Dana Vowinckel

Gewässer im Ziplock

1.

Einmal war er noch für Kiddusch geblieben, ein großes Abendessen nach dem Gebet am Freitagabend. Sie hatten ihn überreden müssen.

Er hatte am Kopfende gesessen, der Raum war völlig überfüllt gewesen, kaum genug Stühle hatte es gegeben für alle. Er hatte gesagt, dann wäre es wohl besser für ihn, gleich zu gehen, aber sie wollten, dass er blieb und am Kopfende saß, bei den Gabbaim. Sie hatten ihn beobachtet, dabei, wie er beim ersten angebotenen Wodka nickte, danach aber dankend ablehnte, wie er sorgfältig mit dem Plastikmesser und der Plastikgabel das Essen zerschnitt. Er sah ein bisschen zu groß aus für den Stuhl, auf dem er saß.

Es hatte drei Gänge gegeben: Hummus und Salat, dann etwas mit Curry, dann Kuchen, alles vom koscheren Catering. Das Gemüse schien ihm besonders gut zu schmecken, er nahm sich zweimal.

Er hatte höflich gelacht, wenn jemand etwas Lustiges gesagt hatte, und Fragen nicht ein- aber auch nicht vielsilbig beantwortet. Sie wussten nun, er wohnte in Prenzlauer Berg, schon lange in der gleichen Wohnung, deswegen war sie weiterhin günstig, ja, es war schlimm mit den Mietpreisen in Berlin, er hatte Glück gehabt. Sie hatten ihn gefragt, wo er vorher gewohnt hatte und er hatte „Hannover“ geantwortet, dabei wussten sie doch um seinen Akzent.

Sie hatten versucht, mit ihm über den Zentralrat zu lästern, aber er hatte anscheinend keine Probleme mit dem Zentralrat.

Von Nahem sah er müde aus.

Er ging noch vor dem Tischgebet, verabschiedete, bedankte sich, nickte nochmal allen zu, wünschte einen friedlichen Schabbes.

Danach waren sie sich einig, dass er spannend war, der Kantor, aber auch freundlich, und die schönste Stimme von allen hatte er. Ein Segen, den man nicht zu sehr hinterfragen sollte.

Sie fragten sich, ob er einsam war, dort, wohin er zurückging. Ob dort jemand wartete. Er trug keinen Ring, aber was bedeutete das schon, es trugen weniger Leute Ringe, als es Leute gab, die einsam waren.

2.

Am lautesten war es immer direkt vor dem Gebet. Um 19:03 Uhr begann es im Sommer, 18:03 im Winter, manchmal 19:07, 18:07. Pünktlich fünf Minuten vor der vollen Stunde trat er

durch die Sicherheitsschleuse, die Kerzen mussten noch gezündet werden, das machte eine Frau, die er nie auf die Uhr schauen sah, ob es Zeit war, sie wusste es, sobald er eintrat. Er nickte dann höflich, wenn die Kerzen flackerten, und trat an die Bima, lauschte dem Gerede, den Nachrichten von Kindern, die geboren wurden, von Partnern, die mitgebracht wurden, von Belanglosem und Belangvollem, von Tod und von Leben. Das Gerede wurde immer lauter, je länger nach der vollen Stunde, desto lauter wurden die Leute, als gelte es, das Gebet, für das sie gekommen waren, zu verhindern. In Ausnahmefällen musste gewartet werden, dass es genug Männer gab, um ein Gebet zu halten. Es wurde viel gestritten, ob man nicht die Frauen auch zählen sollte, aber bis heute setzten sich ein paar der Alten durch, der Männer, die wollten, dass die Dinge blieben, wie sie waren, er mischte sich nicht ein. Er wurde bezahlt für seine Stimme, für das Aufbrechen des Geredes, für das Leiten des Gesangs, nicht für seine Meinung zu kleinpolitischen Belangen. Vielleicht auch großpolitische.

Wenn er das erste Mal an diesem Schabbat tief Luft holen würde, dann würde es noch keiner hören können, auch er selbst nicht. Die ersten Worte des ersten Liedes würden noch untergehen, und dann, so stellte er es sich nun vor, würden hinter seinem Rücken ein paar Augenlider langsamer blinzeln und denken: jetzt ist Ruhe, jetzt ist Pause. Wenn er sich zu den Betern drehen würde, würde er schüchternes Lächeln sehen und jemand würde schief miteinstimmen, weil es so schön war. *Jedid Nefesch*, sang er, *Geliebter meiner Seele, barmherziger Vater, ziehe deinen Diener zu Deinem Willen, dass er zu Dir hinlaufe wie die Gazelle, niederfallend angesichts Deiner Pracht, Deine Freundschaft sei ihm angenehmer als Honig und alle Köstlichkeiten*. Sein Verhältnis zu Gott war nie so friedlich wie dann, wenn er an ihn dachte als Freund, als Partner seiner Stimme. Während er sang, tröpfelten weiter die Beter hinein, suchten sich ihre Reihen aus, ihre Freunde, ihre Eltern und ihre Lieben, nickten und blinzelten, signalisierten so: es ist Schabbat. Er sang ihnen die Ruhe herbei. Es war sein liebster Moment, wenn auch nicht die schönste Melodie oder die poetischste Piyut. Man stellte die Schuhe ab nach einem langen Spaziergang und hielt die Hände an ein Glas warme Milch mit Honig, wenn man vom Geliebten der Seele singen durfte. Am Ende des Liedes waren alle ganz still. Das Gebet konnte beginnen.

3.

Im Joghurt schwammen kleine Stückchen von etwas, das mal eine Kirsche gewesen sein sollte. Sie hasste das. Zuhause musste sie nie essen, was ihr nicht schmeckte. Fast alles schmeckte ihr, aber die Stückchen im Joghurt hasste sie. Ihre Wangen wurden wieder heiß vor Heimweh, vor Sehnsucht nach einem Ort, an dem ihr so etwas nie aufgetischt werden

würde, einem Ort, an dem es morgens mal Pfeffermakrele gab, mal den besten, cremigsten Fetakäse vom Markt, mal Müsli mit vielen Nüssen. Rohe Zwiebeln auf Lachs und Frischkäse am Wochenende.

Erwartungsvoll schauten sie die Augen der Frau an und sie zwang ihr heißes Gesicht zu einem Lächeln. „Thank you“, hörte sie sich sagen, „yummy“. „Yummy“ war ein Wort für Kinder, aber ihre Großmutter dachte auch, sie wäre eins. Sie trug bereits ihre Uniform: eine weiße, gestärkte Bluse mit Perlenknöpfen und eine Leggings, die am Hintern herunterhing, die *Haushose*, in der sie auch zum Bäcker und zum Fleischer ging, nicht aber zum Supermarkt und ins Restaurant, dafür war die *Draußenhose* da, eine schwarze Stoffhose. „Rita“, sagte ihre Großmutter „why haven't you gotten dressed yet?“ Ihr Kopf wurde noch heißer. Die Großeltern lebten in einem Haus im Universitätsviertel auf der South Side von Chicago, das dreimal so groß war wie die Wohnung in Berlin und mindestens dreimal so still. Grandma biss mit jedem Mal, das sie ihn hoch zum Mund hob, auf den Löffel. Man hörte nur das Surren des Deckenventilators und das Krachen der Zähne ihrer Großmutter auf dem Silberlöffel. Dass sie sich noch keine Ecke vom Zahn abgeschlagen hatte, dachte Margarita, in all den Jahren, in denen sie schon so ihren Joghurt aß. Sie fragte sich, ob sich auch ihre Mutter davor geekelt hatte, als sie als Fünfzehnjährige am selben Tisch und von denselben Löffeln gegessen hatte. Oder ob sie es nicht wahrgenommen hatte, ob sie womöglich sogar auch auf ihren Löffel biss, wenn sie Joghurt aß. Vielleicht hatte auch ihre Mutter das Eis, das es manchmal zum Nachtschisch gab, gekaut, anstatt es vom Löffel zu schlecken, vielleicht konnte man, wenn sie ein Sandwich aß, das Innere ihres Mundes sehen. Sehen, wie sich der Salat mit dem Käse, dem Weißbrot, den sauren Gurken, zu einem Brei mischte.

Margarita löffelte schneller. Kratzte sorgfältig das Glasschälchen aus und sagte: „I need to go to the bathroom“. Das Bad war ihr Zufluchtsort in diesen Wochen. Meist duschte sie abends, bis das Heißwasser ausging, um sich um das Abendprogramm drücken zu können und danach behaupten zu dürfen, sie sei so furchtbar müde, sie müsse ins Bett. Sie nahm Bäder, obwohl draußen 35 Grad waren. Sie bekam Blasenentzündungen, weil sie so oft aufs Klo ging.

Nur, wenn die Großeltern schon schliefen und sie leise nach Berlin telefonieren konnte, ging sie weniger häufig ins Bad. An schlechten Abenden bettelte sie ihren Vater an, sie nach Hause zu lassen, zwischen tiefen Schluchzern, bettelte ihn an, sie zu holen, drohte, wenn sie zurück in Berlin wäre, kein Wort mehr mit ihm zu sprechen, nie wieder. Er schwieg, manchmal summte er sie zur Ruhe, die immer gleichen Melodien.

Woher all der Schmerz kam, wusste er nicht. Er wusste um die Umstände, um das Heimweh, das ja, aber er wusste nicht um Nico. Um Nico wusste niemand. Manchmal fragte sie sich, ob

sie um ihn wusste. Jeden Abend fragte sie es sich länger, wenn sie auf ihr Handy starrte, wenn sie, um einschlafen zu können, die Hand in die Unterhose schob und an das dachte, was passiert war. Jeden Morgen klopfte ihr Herz, bevor sie das Handy anstellte, auf das grüne Symbol drückte, neue Nachrichten empfing, nie aber eine von ihm.

Manchmal, wenn sie sich selbst richtig wehtun wollte, stellte sie sich vor, wie Anna ihn küsste. Obwohl sie wusste, dass das nie geschehen würde, weil Anna zu ihr hielt. Darüber dachte sie jetzt nach, als sie auf dem geschlossenen Toilettendeckel saß und die Zeit abwartete, die die Großmutter dafür brauchen würde, den Joghurt zu essen. Und darüber, was Nico zu ihr gesagt hatte, als sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Sie hatte mit ihrem Vater telefonieren müssen, weil der sich Sorgen machte, wenn sie unterwegs war. Er hatte sie danach gefragt, was das für eine Sprache gewesen sei, die sie da sprach. „Hebräisch“ hatte sie geantwortet. „Krass“, hatte er gesagt. „Aber du bist jetzt nicht so eine Zionistin, oder?“

Sie hatte noch nie darüber nachgedacht. Sie hatten in der Schule viel darüber gesprochen, wie unwahrscheinlich ihre eigene Existenz war, darüber, wie der Staat gegründet worden war und warum Israel nun ein Zufluchtsort war für Juden in der Welt, hatten über die Palästinenser gesprochen und über Terrorismus.

„Mein Papa kommt von dort. Deswegen. Ist auch ganz cool, wie so eine Geheimsprache.“ „Tja, trotzdem so ne Sache, Kolonialismus und die ganze Scheiße, ne“, hatte Nico geantwortet und sie hatte genickt, weil sie nicht wusste, wie sie anderer Meinung sein sollte, wenn sie gar keine hatte. Dann hatten sie das Thema gewechselt. Es hatte sich ein bisschen angefühlt wie ein Verrat, aber sie wusste nicht, an wem. An ihrem Vater vielleicht, aber den verriet sie ja ohnehin, indem sie sich mit Nico traf und ihm nichts davon erzählte.

Grandma hatte ihren Jogurt aufgeessen, als Margarita sich zurück an den Esstisch setzte. Sie lächelte sie an, und Margarita schämte sich dafür, vorher einfach weggelaufen zu sein. Die brüllende Hitze des Vormittags fand langsam ihren Weg in die Küche. Margarita schob die Tür zur Terrasse zu und ließ die Jalousie herunter, damit die Klimaanlage funktionierte. Vor ein paar Wochen hatte sie sich bei Fridays for Future heiser gebrüllt, jetzt machte sie nicht mal nachts die Klimaanlage in ihrem Zimmer aus. Stattdessen schlief sie unter einer dicken Decke, weil sie sonst fror.

4.

Jedes Jahr nach Margaritas Abflug deckte er die Matratze auf dem Hochbett mit einem eigens dafür gekauften Tuch ab, wegen des Staubes. Dann schloss er die Tür zu ihrem Zimmer und ging nur hinein, wenn er abends mit ihr telefonierte, saß auf dem Sessel, in dem er ihr

stundenlang vorgelesen hatte, und starrte auf ihr Bücherregal, liebevoll befüllt von ihm und seinen wenigen Freunden, die Margarita, als sie klein war, zu jeder Gelegenheit Bücher gebracht hatten. Sie alle wussten, wie stolz er darauf war, dass sie früh begonnen hatte mit dem Lesen. Bitterernst hatte sie sie Wort für Wort entziffert.

An den langen Sommertagen, an denen sie nicht da war, kehrte eine ungewohnte, aber angenehme Ruhe ein. Er musste keine Lehrstunden geben, die Kollege, in denen er angehenden Rabbinern Gesang beibrachte, hatten Ferien. Er konnte ausschlafen und weniger einkaufen, morgens die Zeitung lesen und lange Spaziergänge durch Berlin machen. Gleichzeitig waren diese Tage herbe, wie eine Vorbereitung darauf, dass sie in ein paar Jahren überhaupt nicht mehr da wäre, dass sie, wenn es nach ihr ging, irgendwo in Süddeutschland Medizin studieren würde und ihn nur in den Semesterferien besuchen kommen würde. Ihre Freundin Anna hatte sie im Frühling mit zu ihren Großeltern am Bodensee genommen, und nun schien sie zu denken, es gäbe Orte, die im Winter nicht traurig wären. Das Tuch würde dann das ganze Jahr auf dem Bett liegen müssen.

In diesem Sommer war Berlin kalt, ein Juli voller diesiger Tage, und auf dem Weg zur Synagoge dachte er an die Hitze von Jerusalem, an die vielen Schuhe, deren Sohlen er dort durchgelaufen hatte. Der Weg zur Synagoge kam ihm kurz vor, wenn er an Jerusalem dachte. Er lief schnell und war schon um zehn vor sieben da.

Er begann, Kerzenzünden, Jedid Nefesch, ein paar Psalmen. Während der Psalmen gingen die Gespräche wieder etwas los. Danach kam Lecha Dodi. Es gab sicherlich so viele Melodien wie Strophen des Lieds. „Seine“, die, die er am liebsten mochte, war schwungvoll und doch ein bisschen melancholisch. Sie funktionierte am besten, wenn ein paar hohe Stimmen im Kanon mitmachten, wenn sie das „lecha“ zogen, solange sie konnten. *Auf, mein Freund, der Braut entgegen*, sangen sie, *auf, auf. Das Angesicht des Schabbats wollen wir empfangen. Auf, mein Freund, der Braut entgegen, die Königin des Schabbats wollen wir empfangen. Lecha Dodi, likrat kalah, bnei schabbat, nekabelah.*

Auch Lecha Dodi pries die Erleichterung, nach einer langen Woche in den Schabbat finden zu können. Diesmal aber nicht lieblich, sondern voll Vorfreude: *Dem Schabbat lasst uns entgegengehen, Denn sie ist uns Quell, aus dem uns strömt der Segen*, sangen sie. Es gefiel ihm, dass der Schabbat zur Braut wurde, in deren Arme man floh. Es passte, dass das Lied nur durch Frauenstimmen besonders schön werden konnte. Die Synagoge war besonders voll für einen normalen Sommerabend. Durch das bunte Glas in den Fenstern fiel Abendlicht auf die Bima, und ein paar hellblaue Flecken tanzten auf den Seiten seines aufgeschlagenen Gebetbuches herum. Es roch nach Holzlack und klebrigen Kinderhänden, die den kleinen,

durch die Reihen wackelnden Figuren gehörten, die alles anfassten und von allen geliebt wurden.

Es waren viele Beter da, deren Stimmen er erkannte, obwohl er mit dem Rücken zu ihnen stand. In der letzten Strophe wurde er besonders laut, und sie machten mit. Er fragte sich, ob man ihn auf dem Bürgersteig hören konnte, und was die Passanten sich dann dachten.

5.

Grandma schob einen Hackbraten in den Ofen. Heute musste Margarita ihr helfen, einkaufen zu gehen. Früher hatte sie das geliebt. Jetzt fragte sie sich manchmal, ob sie mit Absicht alles hasste, was sie machen musste; ob die gemeinsamen Autofahrten zum *Hyde Park Produce* ihr in Wahrheit Spaß machten, ob sie es, wenn sie ehrlich mit sich war, vermissen würde. Im Moment wusste sie nicht, wie das ging, das ehrlich sein. Sie hoffte, es würde sich irgendwann wieder leichter anfühlen. Um ihr die Zeit zu vertreiben, wurden ihr teure Summer School-Kurse an der High School der University of Chicago von ihren Großeltern bezahlt. Letzten Sommer hatte sie drei Wochen lang einen Kochkurs besucht. Dieses Jahr gab es den Kochkurs zwar nochmal, aber ihre Großeltern hatten gefunden, dass einmal gereicht hatte, und nun besuchte sie einen Kurs, in dem sie mit den Töchtern reicher Eltern aus dem Universitätsquartier lernte, Gedichte zu schreiben, oder es zumindest zu versuchen.

Von der Haustür der Großeltern in der Harper Avenue bis zum Schulgelände waren es etwa sieben Minuten zu Fuß. Meistens aber ging sie einen Umweg über die 57th Street, auf der sich eine Bäckerei befand, in der man eiskalte, köstliche Limonade kaufen konnte und Schokoladencroissants, groß wie ein halbes Baguette. Ihr Vater gab Margarita meist genügend Geld mit, dass sie sich jeden Tag eine Limonade oder ein Croissant kaufen konnte. Und Bücher. Wenn sie es gut einteilte, sogar jeden dritten Tag ein Neues, im 57th Street Co-Op Bookstore, wo es neue Bücher gab, die aber teuer waren, oder bei Powell's, dem Antiquariat am Ende der Straße. Sie war häufig mit Papa zu Powell's gegangen, als er noch mitgekommen war, als sie noch nicht alleine fliegen durfte.

Aber heute war Sonntag, und sie hatte keine Ausrede, allein durch Hyde Park zu ziehen, sie musste mit zum Einkaufen kommen. Samstags gingen sie meistens in die Synagoge. Also wurde sonntags eingekauft, das ging in Amerika, und Margarita half der Großmutter, Tüten zu tragen. Seit diesem Jahr musste sie ihr auch aus dem Auto heraushelfen.

Nun lag sie auf dem Bett und wartete darauf, dass es Mittagessen gab. Eigentlich, dachte sie, wartete sie darauf, dass es Mittagessen gab, damit ein weiteres Mittagessen vergehen konnte, und ein weiterer Tag ein bisschen näher vor seinem Ende stand.

Als Grandma „Lunch“ durch das Haus schrie, zählte Margarita bis zehn, klappte ihr Buch zu und lief nach unten. Mittagessen gab es auch am runden Küchentisch, nicht an der langen Tafel im Esszimmer. Dort gab es freitags, samstags und sonntags Abendessen, und an Feiertagen. Das Mittagessen war bis auf die Essgeräusche still. Niemand hatte etwas zu sagen, bis irgendwann ihre Großmutter das Schweigen, das ihr selber nicht unangenehm zu sein schien, brach: „Sweetheart, why don't you get ready. Hun, we'll be going shopping after lunch.“ „Hun“ war Grandpa. Margarita war „Sweetheart“. „We“ waren sie und Grandma. Sie stand auf und ging nach oben, ohne ihre Schüssel in die Spülmaschine zu räumen. Die Tränen kamen, sobald sie ihre Tür geschlossen hatte. Sie weinte, bis ihre Großmutter nach ihr rief. Auf dem Weg nach unten starrte sie wütend das Kindheitsfoto ihrer Mutter an, das im Flur hing, und dachte: du hast mir das eingebrockt. Du bist schuld. Du, und niemand anderes.

6.

Nach Lecha Dodi kamen nochmal ein paar Psalmen, von denen er immer nur die ersten Worte sang. Bis auf die wenigen Sekunden, in denen er den Betern signalisierte, wo er sich befand, war es still in der Synagoge. *Es erheben Flüsse*, betete er, *Ewiger, es erheben Flüsse ihre Stimme, erheben Flüsse ihr Getöse. Mehr als die Stimmen großer Gewässer, mächtiger als die Meeresbrandung ist der Ewige mächtig in der Höhe.*

Er liebte das, was er tat, nicht nur, weil er anleiten durfte, das Heiligste in Worte fassen, und jedem einzelnen Menschen in der Synagoge etwas mitgeben, sondern auch wegen der beinahe unbegreiflichen Fülle der Gebete. Etwas, das die Deutschen nie verstehen würden, egal, wie oft sie sich durch die Synagogen des Landes führen ließen, die noch standen, die ihre Großeltern nicht abgebrannt hatten. Die Bedeutung, die es für ihn hatte, dass er dreimal von den Strömen las, dass er sich vor Augen führte, wie die Flüsse tosten, weil es so sein sollte, weil es so bestimmt war, dass sie schlugen und stürmten und dass Haschem sie übertrumpfte. Dass Haschem, der Große, größer sein musste als alles, kleiner sein als die Atome, aus denen das Wasser bestand, das rauschte, weil er alles war und in allem: in ihm, in den Betenden, in den Polizisten, die sie schützten, im Landwehrkanal und im grünen Jordan, im Lake Michigan. Obwohl er es schon lange nicht mehr sagte, drifteten seine Gedanken während des Kaddischs der Trauernden zu seinen Eltern, die vor zehn Jahren kurz nacheinander gestorben waren, zu dem Geruch ihrer Wohnung auf der Levinsky Street, in der Zeit, in der sein Vater inkontinent geworden war. Ein leises Echo seiner Trauer war der Ekel vor den eigenen Eltern, an den er nun plötzlich denken musste. Ein weiteres Echo war der dreiundneunzigste Psalm: verzweifelt, laut, hatte er ihn gesprochen, immer wieder, nachdem seine Mutter gestorben war.

Für die Beerdigungen war er für jeweils 48 Stunden nach Tel Aviv geflogen. Die Zeit hatte gerade gereicht, um bürokratische Fragen zu klären. Nach dem Tod seines Vaters, auf dem Weg zum Begräbnis, hatte er die Tefillin im Flugzeug anlegen müssen. Er hatte Psalm 93 geflüstert, dutzende Male. Er hatte Israel nie vermisst, aber auf dieser Reise packte ihn das Heimweh und drehte ihn im Kreis, bis er sich nachts im Hotel auf dem Rothschild Boulevard die Seele aus dem Leib gekotzt hatte. Danach hatte er, die Wange auf dem kühlen Badboden, Psalm 93 geflüstert, immer wieder, hatte er sich gesagt, würden die Flüsse ihr Getöse erheben und würde Gott sie übertrumpfen, viele Söhne haben ihren Vater verloren, so laut war das Getöse schon. Er hörte das Getöse, während die Trauernden das Kaddisch sagten.

Danach erst kam das eigentliche Gebet, das Abendgebet vor Schabbat, alles andere war ein Einklang.

Während der Amida, dem stillen Gebet, konzentrierte er sich darauf, bei der Sprache zu bleiben, bei der Sprache und beim Gebet. Die Beziehung der Worte zu ihm schien sich umzukehren. War es sonst er, der das Gebet seines Publikums bestimmte, bestimmten nun die Worte auf Papier das Seine: die starken Verben nahmen ihn über ihre Knie und beugten ihn, die schwachen schauten zu. Die Leute wünschten sich und ihm einen friedlichen Schabbat. Manchmal schaute er in ihre Gesichter und sah eine Angst, die er aus den Kriegen in der Wüste kannte und aus den Blicken seiner Eltern, wenn die Sirenen heulten.

Auf dem Rückweg klingelte sein Telefon: Margaritas Mutter. Er nahm nicht ab, denn es war Schabbat, und an Schabbat nutzte er das Telefon nur in Notfällen, also, wenn seine Tochter ihn anrief.

7.

„Rita, come and sit with me“, rief die Großmutter aus ihrem Schlafzimmer. Margarita kam und setzte sich auf die Bank am Ende des Bettes, das immer perfekt gemacht war. Ihre Großmutter lächelte sie an. „I am going to arrange our meeting with your mother.“ Ein kleiner, schmerzhafter Blitz schoss durch Margaritas Magen. „Since you’ll only be here for two more weeks, I thought I would give her a ring. We only saw her a month ago, she was giving a lecture at the university, can you believe it?“ „No way“, sagte Margarita regungslos. Durch die Holzblenden fiel Sonnenlicht, in dem man den herumwirbelnden Staub sehen konnte. „Your Grandfather and I have the feeling this may be your last summer here, since you don’t seem to be enjoying yourself at all. So we wouldn’t want you missing out.“ Margarita sank das Herz noch tiefer. „No, Grandma, that’s not what I wanted – that’s not what – that’s not true“, sagte sie in ihrem strauchelnden Englisch. Plötzlich schämte sie sich für all die Stunden,

die sie sich in den letzten Wochen in ihrem Zimmer eingesperrt hatte. Ihre Großmutter stand auf. „It’s fine, Rita.“, sagte sie, „We’re old people. We’ve seen worse. We raised a daughter, remember? Now, go to your room and do whatever you do in there. I’m going to make that call.“

Margarita ging in ihr Zimmer und setzte sich aufs Bett. Sie hörte, wie ihre Großmutter die Tür zum Schlafzimmer schloss. Hatte ihre Mutter sich früher auch so gefühlt, wenn sie sich in diesem Zimmer eingeschlossen hatte? Die Tür der Großmutter blieb lange geschlossen. Irgendwann hörte ihr Herz auf, so wahnsinnig schnell zu schlagen, und sie klappte das Buch auf, das sie gerade las. Sie flohen voreinander, wie es nur ging, ihre Mutter und sie.

„Rita“, rief die Großmutter kurz darauf, und ihre Stimme klang fröhlich. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

8.

Beim Beten fühlte er sich dumm, aber er konnte es nicht lassen. Als könne man alles wegbeten, dachte er, wie ein Esel ohne Gefühle. Und doch legte er morgens, mittags und abends die Tefillin an und betete, sie möge sich beruhigen. Betete, sie würde es ihm nicht in ein paar Jahren zum Vorwurf machen, ob sie nun fuhr oder nicht, betete, sie möge die richtige Entscheidung treffen, der Ewige möge sie begleiten auf ihrem Weg dahin. Noch nie hatte sie so lang nicht mit ihm gesprochen. Drei Tage waren es nun. Ihre Großmutter erzählte ihm, was Margarita tat, aber es klang, als würde sie von einem Zootier sprechen, das man nur dadurch erreichen konnte, dass man an die Scheibe klopft. Margarita könnte gerade schon im Flieger nach Berlin sitzen, und ihre Großmutter würde es nicht merken. Vielleicht hatte sie, dachte er, einfach eine Hülle von sich in Chicago gelassen, die alle halbe Stunde die Klospülung betätigte oder in ihren etwas zu kleinen Converse-Schuhen ihre hastigen, tastenden Schritte durch das Universitätsviertel machte und literweise Limonade trank.

9.

Im Taxi fragte sie sich, ob das das letzte Mal sein würde, dass sie ihre Großeltern sah. Sie versuchte, sich den Geruch des Backsteinhauses zu merken, aber sie konnte ihn schon jetzt nicht mehr abrufen. Sie schnüffelte am nass geweinten Ärmel, der noch nach dem Wäschekeller roch. Nie wieder, beschloss sie, würde sie den Pullover waschen, den sie gerade trug, weil die Klimaanlage im Auto so kalt war, dass ihr die Zähne klapperten. Sie wusste nicht, dass noch Tränen in ihr drin waren, dachte, die wären alle weggeweint, aber sie flossen immer weiter. Mittlerweile, dachte sie, war es anstrengender, nicht zu weinen, als einfach

weiter zu weinen. Es war ihr nicht mal peinlich, obwohl der Taxifahrer sie schon gefragt hatte, ob er umkehren sollte.

Die sonst monatelangen Planungen der Flugreisen nach Amerika schienen plötzlich lächerlich. Jetzt ging es in drei Tagen, sie ans andere Ende der Welt zu schicken. In ihrem Koffer war noch Dreckwäsche zwischen den Büchern, die sie hineingestopft hatte, kein einziges hatte sie zurücklassen können. Margarita fragte sich, wie die Wäsche in Jerusalem riechen würde. Sie hatte irgendwann zugestimmt, hinzufahren, einfach, weil sie erschöpft gewesen war, gelangweilt, und ein kleines bisschen neugierig, wie es wäre, auch dort alleine herumzulaufen, wie die Straßen aussähen, die Häuser, und wie man sie anschauen würde, ob es eindeutig wäre, dass sie nicht dort hingehörte, oder ob sie eine von ihnen wäre, ein jüdisches Kind in einem jüdischen Land. Sie wusste nicht, wie sie sich Jerusalem vorstellen sollte. Sie kannte die Stadt aus Erzählungen in ihrer Kindheit, in denen sie bedrohlich geklungen hatte, und als entspränge sie eher einem Märchen als der Vergangenheit ihres eigenen Vaters. Jetzt dachte sie, sie hätte lieber noch hundert weitere Jahre die Langeweile ertragen, als in diesem Taxi zu sitzen.

Und doch, als sie am Flughafen ankam, spürte sie kurz etwas wie Vorfreude. „Flying home?“, fragte sie der Mann an der Passkontrolle, als er den Stempel drückte. „No“, sagte sie, und er erwiderte: „Leaving home?“. Sie wusste nicht, warum sie nickte. Sie verstand die Tränen nicht, die dann flossen, wieder, die noch immer flossen, als die Frau sie abholte, die sie zum Terminal begleiten würde, als sie sie fragte, ob sie etwas essen wolle und Margarita ihr das Sandwich zeigte, die kleine Tüte mit Chips, die große Salzgurke im Ziplocktütchen, die Blaubeeren in einem anderen, die Matzahbällchen im dritten. Die Frau legte ihr eine vorsichtige Hand auf die Schulter, als Margarita sich am Terminal auf einen Stuhl setzte. Sie schob die Hand nicht weg, sondern lehnte sich nur einen Zentimeter nach vorne, und die Frau ließ sie in der Luft schweben, minutenlang, während Margarita ihre Blaubeeren aß.